

Predigt am 21. Sonntag im Jahreskreis (B)

(Joh 6, 60-69))

von Pfr. Dr. André Golob

782.694 Menschen sind im vergangenen Jahr in Deutschland aus den christlichen Kirchen ausgetreten. Das ist schon eine Stadt zwölfmal so groß wie Rosenheim. Die Rücktritte sind in beiden Kirchen ungefähr gleich. Gerade einmal 23.000 sind es mehr bei den Rom-Katholiken. Die Zahl der Ausgetretenen hat sich in zehn Jahren mehr als verdreifacht. Die Zahl der Kirchenaustritt befindet sich auf Rekordniveau. Es gibt nun in Deutschland mehr ADAC-Mitglieder als Mitglieder der römisch-katholischen Kirche. Das war sogar der Zeitung *die Zeit* ein Aufmacher wert. „Glauben sie an Autos?“, titelte sie.

Jesus stellt im heutigen Evangelium die Frage an seine Jünger: Wollt auch ihr weggehen? Das passt irgendwie zur heutigen Situation. Was hätten wir ihm geantwortet? Hätten wir die Gelegenheit beim Schopfe gepackt, um über unsere Enttäuschungen, unseren Ärger mit dem Bodenpersonal zu sprechen, den Stress mit den Repräsentanten von Kirche. Hinzu kommt das schlechte Image: Ballast von Jahrhunderten, die bluttriefende Kirchengeschichte mit Kreuzzügen und Inquisition, der Schmusekurs mit menschenverachtenden Regimen und dann noch die Missbrauchsfälle. Wollt auch ihr weggehen? Erstaunt stellt man sich die Frage, warum nicht?

Scheint die Lehre Christi nicht wie ein Fremdkörper in unserer Zeit. Und werden Christen heute nicht belächelt als blauäugig und naiv, als Gutmenschen, die den Geist der Zeit nicht erkannt haben. Dass es darum geht, sich zu behaupten in einer Welt, die nur jenem ein schönes Leben verspricht, der sich durchsetzt, Konkurrenten wegbeißt und dem eigenen Ego huldigt.

Andererseits gibt es jene, die die Kirche verlassen, eben weil sie über Gefühle von Menschen hinweggeht, Frauen diskriminiert, queere Menschen, Konfessionsfremde.

Ich persönlich kennen nur ganz wenige Fälle, in denen die Kirche mal nachgefragt hat, warum jemand ausgetreten ist. Wohl habe ich schon ein paar Mal von Konvertiten aus der römischen Kirche gehört, dass man Ausgetretenen mit dem Verlust des Seelenheils gedroht hat. Ich glaube nach Erhalt eines solchen Schreibens fühlt man

sich in dem Schritt, sich von dieser Kirche verabschiedet zu haben, bestätigt. Im Übrigen sind die Menschen heute so aufgeklärt, dass sich niemand mehr mit einer solchen Drohung einschüchtern lässt oder sie auch im Entferntesten ernst nimmt.

Was mag in den 782.694 Menschen vorgegangen sein? Haben sie sich wirklich von Gott abgewandt, weil sie weder in Kirche noch in der Welt eine Spur vom heiligen Geist erkennen könnten? Sind solche denn von allen guten Geistern verlassen? Schnell ist Kirche da bereit zu drohen - wie wir gehört haben - und von der Gottlosigkeit und Verrohung unserer Gesellschaft zu sprechen. Nur Kirche kann Werte vermitteln, ohne Kirche geht es den Bach runter. Manch Kirchenoberen würde da auch heute noch gern mit dem Höllenfeuer drohen, in das die Gottlosen gestoßen werden. Im Mittelalter hat man damit gar nicht erst bis nach dem Tod gewartet. Da hat man für solche Kritiker und Zweifler die Feuer schon zu Lebzeiten entzündet. Arrogant - die Anmaßung sämtliche Wahrheiten über Gott und seinen Plan zu wissen.

Vermutlich haben wir alle uns beim Hören des Evangeliums schnell zu den gläubigen Zwölf gezählt. Wir bekennen ja auch jeden Sonntag unseren Glauben an Jesus. Und seit Kinderzeiten und dann noch im Kommunionunterricht und im Firmunterricht und in der Schule hat man uns gesagt, was wir bekennen müssen und wer Jesus ist. Ohne Frage, wir stimmen in das Bekenntnis des Petrus mit ein.

Aber ist das wirklich so einfach mit dem Glauben an Jesus? Was wissen wir denn von ihm? Kennen wir ihn wirklich so genau? Ist unser Bekenntnis wirklich so unumstößlich und geprüft? Sollten wir da nicht ein bisschen vorsichtiger sein. Manchmal *meinen* wir nur, dass wir jemanden wirklich kennen - aber eigentlich haben wir wenig von ihm begriffen. Hierzu gibt es eine schöne Geschichte von Bertold Brecht, die uns davor warnen will zu schnell zu glauben einen anderen Menschen wirklich zu kennen:

Herr Keuner befragte zwei Frauen über ihren Mann. Die eine gab folgende Auskunft: „Ich habe zwanzig Jahre mit ihm gelebt. Wir schliefen in einem Zimmer und auf einem Bett. Wir aßen die Mahlzeiten zusammen. Er erzählte mir alle seine Geschäfte. Ich lernte seine Eltern kennen und verkehrte mit allen seinen Freunden. Ich wusste alle seine Krankheiten, die er selber wusste, und einige mehr. Von allen, die ihn kennen, kenne ich ihn am besten.“ „Kennst du ihn?“ fragte Herr Keuner. „Ich kenne ihn!“

Herr Keuner fragte noch eine andere Frau nach ihrem Mann. Die gab folgende Auskunft: „Er kam oft längere Zeit nicht, und ich wusste nie, ob er wiederkommen würde. Seit einem Jahr ist er nicht mehr gekommen. Ich weiß nicht, ob er wiederkommen wird. Ich weiß nicht, ob er aus den guten Häusern kommt oder aus den Hafengassen. Es ist ein gutes Haus, in dem ich wohne. Ob er zu mir auch in ein schlechtes käme, wer weiß es? Er erzählt nicht, er spricht mit mir nur von meinen Angelegenheiten Diese kennt er genau. Ich weiß, was er sagt, weiß ich es? Wenn er kommt, hat er manchmal Hunger, manchmal aber ist er satt. Aber er isst nicht immer, wenn er Hunger hat, und wenn er satt ist, lehnt er eine Mahlzeit nicht immer ab. Einmal kam er mit einer Wunde. Ich verband sie ihm. Einmal wurde er hereingetragen. Einmal jagte er alle Leute aus meinem Haus. Wenn ich ihn „dunkler Herr“ nenne, lacht er und sagt: was weg ist, ist dunkel, was aber da ist, ist hell. Manchmal aber wird er finster über diese Anrede. Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe. Ich...“ . „Sprich nicht weiter“ sagte Keuner hastig. „Ich sehe, du kennst ihn. Mehr kennt kein Mensch den anderen als du ihn.“

Mit dem Kennen ist es also gar nicht so einfach. Die erste Frau meint zwar, dass sie ihren Mann am besten kennt – doch sie kennt ihn nicht. Die zweite Frau dagegen kann nichts Eindeutiges über ihren Ehemann sagen. Sie weiß um vieles in seinem Leben, an das sie nicht herankommt. Gerade deshalb aber kennt sie ihn, sie legt ihn nicht fest. Wer also sicher zu kennen meint, sagt die Geschichte, kennt nicht. Der macht sich etwas vor, belügt sich selbst. Wirklich kennt nur der, der um die Grenzen des Kennens weiß.

Mit dem Kennen ist es also gar nicht so einfach. Vielleicht können wir aus dieser Perspektive die Jünger, die an Jesus zweifelten und sich von ihm abkehren, besser verstehen. Es gab damals in der johanneischen Gemeinde eine Krise, wie Jesus zu deuten sei. Jesus sollte Gott sein? Aber man kannte doch seine Eltern und Verwandten. Vor allen den Judenchristen war das suspekt. Ihr Glaube an den einen Gott stand mit dem Bekenntnis zu Jesu Gottheit auf dem Spiel. Deshalb nahmen sie Abstand von Jesus. Andere taten, wie wir gehört haben, das Gegenteil.

Für uns heute bedeutet das, dass wir es uns mit unserem Bekenntnis zu Jesus nicht zu einfach machen dürfen. Wir sind ernsthaft gefragt, unseren Glauben zu bekennen. Selbstsicherheit oder gar Arroganz führen dabei aber nicht weit. Wir müssen uns schon herausfordern lassen von der Botschaft Jesu – wie die Jünger im Evangelium. Nur

dann können wir unseren Glauben ehrlich vertreten. Dazu gehört auch, dass wir Glaubenszweifel ernst nehmen, vor allem auch auf die eigenen Zweifel hören. Manches an Glaubenssicherheit mag dabei zu Bruch gehen. Ich habe Theologiestudenten erlebt, die gerade durch das Studium der Theologie ihren Glauben verloren haben. Alles brach für sie zusammen, kein Anker im Persönlichen blieb übrig, kein Halt. Viel Heißgeliebtes, an das man sich klammerte, erwies sich als pure Illusion. Das ist hart und tut weh. Aber wir können darauf nicht verzichten.

Denn wenn es hart auf hart kommt, ist nur ein Glaube tragfähig. Nämlich der, der auch mal ins Schwanken geraten ist und erkannt hat, was wirklich entscheidend ist. Letztendlich heißt Glauben, nicht zu all dem Vorgesetzten, zu den kirchlich verordneten Glaubensbekenntnissen, dem behördlich Vorgekauften und Vorverdauten, den vermeintlichen Realitäten in der Bibel und ihrer Mythen Ja zu sagen. Solange Glaubensinhalte unglaublich bleiben und sie uns Menschen nicht berühren, können wir sie gut und gern vergessen und beiseite tun.

Der Glaube, alles Sprechen von und zu Gott hat eigentlich nur dann Bedeutung, wenn wir damit, ganz individuell und subjektiv, Erfahrungen verbinden. Es geht um die sprichwörtlichen Wendepunkte in unserem Leben. Jesu Christi Menschlichkeit muss erfahrbar sein in unser aller Leben. Glaube heißt dann, in all dem Unrat und Leid in unserer Welt, in all der täglichen Unerträglichkeit, festzuhalten an der Menschlichkeit und Liebe, sich einzulassen auf das Wagnis, das Jesus uns vorlebt – den Gegebenheiten zum Trotz. Und da sind wir beim wahren Begriff unseres Glaubens. Glaube heißt – zumindest für den Juden Jesus - eben nicht Zustimmung zu Glaubenssätzen und Dogmen, sondern einzig und allein Vertrauen in die Liebe Gottes - auf Hebräisch: „Emuna“.

Wir müssen uns also verabschieden von unserem bisherigen, kleingeistigen Verständnis von Glauben. Und das kann befreiend sein, uns die Angst nehmen, dass wir möglicherweise Schuld auf uns laden, wenn wir eines dieser dogmatischen Kinkerlitzchen infrage stellen. Weg damit - es macht uns nur unglücklich und hält uns davon ab, Gott zu begegnen. Die Institution Kirche kann manchmal sogar Schatten werfen auf das Vertrauensverhältnis zwischen Mensch und Gott.

Mir sagte einmal der emeritierte Bischof von Österreich, Bernhard Heitz, der vor vielen Jahren Rosenheimer Pfarrer war: „Weißt Du André, auch die alt-katholische Kirche ist

keine unumstößliche, heilige (eschatologische) Größe. Sie muss aufpassen, dass sie sich nicht irgendwann selbst überlebt hat.“ Und dann hat Gott für uns andere Wege vorgesehen. Habt Vertrauen!

Amen